

WISSEN

DIE WELT | MONTAG, 23. MÄRZ 2020 | SEITE 10

Viele Millionen Menschen in Deutschland igeln sich derzeit ein. Treffen sich nicht mit anderen, schicken ihre Kinder nicht zum Spielen, warten zu Hause ab, bis die schlimmste Corona-Welle vorbei ist. Das ist vernünftig. Und doch hat nicht jeder dafür Verständnis – oder schafft es, sich ebenso zu verhalten.

VON SARAH MARIA BRECH

Spätestens wenn die Freunde sich lustig machen, geht der ein oder andere doch noch zur Hausparty – hin- und hergerissen zwischen Angst vor der Krankheit und Angst vor der Ablehnung der anderen. Das Vernünftige widerspricht in diesem Fall einigen unserer Grundbedürfnisse, erklärt Psychologe Bernhard Streicher. Er erforscht, wie Menschen Risiken wahrnehmen.

WELT: Herr Streicher, wir arbeiten derzeit beide im Homeoffice und sprechen am Telefon miteinander. Viele Menschen, die ich kenne, wollten zunächst nicht von zu Hause arbeiten. Weil sie Sorge hatten, vor den Vorgesetzten als Drückeberger zu gelten.

BERNHARD STREICHER: Das war in meinem Umfeld ganz anders. In der Wissenschaft arbeiten wir ohnehin schon viel mit Videokonferenzen und Telefonaten. An den Universitäten wird eine solche Kultur bereits gelebt. Das heißt aber natürlich überhaupt nicht, dass es überall so ist. Vielmehr zeigt sich an diesen unterschiedlichen Beispielen, wie sehr Gewohnheiten unseren Alltag dominieren und dass es sehr, sehr schwierig ist, davon abzurücken.

Aber momentan ist das doch das Vernünftigste. Warum fällt es uns denn so schwer?

70 bis 80 Prozent unserer Zeit verbringen wir mit Gewohnheiten. In einer komplexen Sozialstruktur wie der unseren geht das gar nicht anders. Denn über das, woran man gewöhnt ist, muss man nicht nachdenken. Man handelt automatisiert. Das ist eine einzigartige Fähigkeit. Nur der Mensch kann sich mit geringem Aufwand in einer so hochkomplexen Umwelt bewegen. Stellen Sie sich vor, Sie müssten jede Kleinigkeit jedes Mal neu entscheiden. Dann kämen Sie morgens nicht aus dem Bett, weil Sie ständig darüber nachdenken müssten, was Sie zum Frühstück essen, was Sie anziehen, wie Sie sich die Zähne putzen und so weiter.

Eine Gewohnheit zu durchbrechen strengt uns also an?

Ganz genau. Wir schaffen es einfach nicht immer, selbst wenn wir die besten Absichten haben. Zum Beispiel wollen wir anderen eigentlich nicht die Hand geben – und strecken sie trotzdem automatisch aus. Strukturen und Gewohnheiten geben uns Sicherheit. Hinzu kommt, dass das Vernünftige in diesem Fall einigen unserer Grundbedürfnisse widerspricht.

Wieso?

Menschen haben soziale Grundbedürfnisse. Sie wollen Anerkennung,



Zahlreiche Berliner saßen Mitte der vergangenen Woche noch auf dem Kurfürstendamm, am Wochenende waren es deutlich weniger

Unvernunft in der Krise

Wir bleiben daheim ist das Motto dieser Tage: Einige Menschen laufen jedoch weiterhin munter draußen herum, auch viele ältere. Ein Risikoforscher erklärt, welcher Charakter dahinter steckt



Zur Person

Professor **Bernhard Streicher** ist Psychologe. Er leitet den Arbeitsbereich Sozial- und Persönlichkeitspsychologie an der Tiroler Privatuniversität UMIT. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Wahrnehmung von Risiken.

Respekt, sie wollen etwas leisten. Vor allem aber wollen sie zu einer Gruppe gehören. Wenn man jetzt – als Beispiel – nicht zu einer Geburtstagsfeier geht, schließt man sich selbst aus der Gruppe aus.

Ist das die Erklärung dafür, dass viele Menschen immer noch andere besuchen, obwohl das diese und sich selbst gefährdet? Weil sie Angst vor Missbilligung haben?

Ja. Missbilligung erzeugt große Angst, was sich aus der Evolution erklären lässt. In früheren Zeiten war es existenziell bedrohlich, seine Gruppe zu verlieren. Die Gruppe sicherte nämlich das Überleben. Darum reagieren wir hochsensibel auf Signale von anderen, die unser Verhalten falsch finden. Neurologische Forschung zeigt: Extreme Abwertung wie etwa Mobbing zeigt sich im Gehirn genauso wie körperliche Schmerzen.

Und doch müssen wir das jetzt aushalten.

Wir müssen unsere Normen in rasantem Tempo ersetzen. Wenn in der Gruppe lange die Norm galt: Ich besuche den kranken Großvater, denn das ist gut und richtig – dann muss die neue Norm werden: Ich halte Ab-

stand vom Großvater, damit er gesund bleibt.

Es sieht so aus, als falle das gerade jungen Menschen schwer. Viele treffen sich zum Beispiel immer noch mit Freunden.

Streicher: Ich kann mir das nur mit ihrer geringen Lebenserfahrung erklären. Jugendlichen fällt es schwerer, abstrakte Bedrohungen als solche zu erkennen. Sie haben oft Schwierigkeiten zu verstehen, dass sie real sind. Und momentan ist die Bedrohung abstrakt, solange man nicht unmittelbar betroffen ist. Das wird im Gehirn erst einmal anders abgespeichert, dann schätzt man die Eintrittswahrscheinlichkeit geringer ein, als sie ist. Aber diese Wahrnehmung verändert sich schlagartig, sobald die Bedrohung ins persönliche Umfeld kommt.

Ältere Menschen haben mehr Lebenserfahrung. Aber gerade die verhalten sich oft sorglos, habe ich den Eindruck.

Das trifft meiner Erfahrung nach vor allem auf diejenigen zu, die noch den Zweiten Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit erlebt haben. Die haben eine gewisse Sorglosigkeit entwickelt. Das liegt an der Art, wie Menschen Risiken einschätzen: entweder

durch Erfahrung oder durch Beobachtung. Wenn man jemanden am Fluss sieht und dann frisst ihn ein Krokodil, wird man eher nicht mehr zu diesem Fluss gehen. Vor 60 Jahren waren Menschen im Allgemeinen mehr Gefahren ausgesetzt als heute. Wer diese Zeit erlebt hat, denkt sich vermutlich: Ich habe schon so viel mitgemacht, auch jetzt wird schon nichts passieren. Wenn man viele Krisen überstanden hat, macht man sich weniger Sorgen. So lernt man, mit Gefahren umzugehen. Das Problem ist nur, dass dieses Prinzip bei einer schleichenden Gefahr wie dem neuartigen Coronavirus nicht funktioniert. Für solche Bedrohungen entwickelt man keine Wahrnehmung.

Viele haben offenbar mehr Angst vor der Einsamkeit.

Genau. Zentrale Bedürfnisse stehen hier einfach im Widerspruch zueinander. Man will nicht sterben, aber man will sich auch zugehörig fühlen.

Wie kann man geliebte Menschen davon überzeugen, jetzt Abstand zu halten?

Man muss alte Gewohnheiten ersetzen. Zum Beispiel telefonieren, statt sich zu treffen. Die sozialen Medien sind auch hilfreich, wenn man sich wenigstens per

Video sehen kann. Viele Menschen tun das offenbar gerade schon, es wird ja bereits mehr telefoniert.

Es sieht so aus, als gebe es gerade einen Zweiteilung in der Gesellschaft. Die einen verhalten sich egoistisch, kaufen den Supermarkt zum Beispiel halb leer – andere melden sich freiwillig, um zu helfen. Woran liegt das?

Zum einen gibt es einfach unterschiedliche Persönlichkeiten. Wir Psychologen sprechen von den Big Five, fünf Eigenschaften, die übers ganze Leben ziemlich unverändert bleiben. Eine dieser Eigenschaften ist Neurotizismus, also wie ängstlich wir sind. Eine andere Eigenschaft ist Neurotizismuswerte hat, wird sich jetzt mehr Sorgen machen und vielleicht mit Hamsterkäufen und Ähnlichem reagieren. Wer wenig neurotisch ist, dafür aber sehr gewissenhaft, meldet sich eher zur Freiwilligenarbeit. Zum anderen kommt es darauf an, welcher Gruppe man sich am meisten zugehörig fühlt. Wir alle sind Mitglieder mehrerer Gruppen, zum Beispiel der Familie und des Landes. Fühlt man sich jetzt als Teil der großen Gemeinschaft, ist man eher bereit, auch Fremden zu helfen.

Woran liegt es, welcher Gruppe man sich zugehörig fühlt?

Das ist eine Frage des Rahmens. Würde die Erde zum Beispiel von Aliens angegriffen, würden sich wohl die meisten Menschen als Erdbewohner definieren.

Das Virus ist ja auch eine Bedrohung für alle Menschen.

Richtig. Aber manche Politiker stecken den Rahmen enger. Donald Trump zum Beispiel spricht vom „chinesischen Virus“. Er sendet damit die Botschaft: Das hat mit uns nichts zu tun. Wenn man den Zusammenhalt stärken will, ist es das Einfachste, eine Bedrohung von außen zu schaffen.

Also ist das eine gute Strategie von Trump?

Im Gegenteil. Denn es handelt sich bei Corona ja nicht um eine Bedrohung, die die Amerikaner nicht betrifft. Vielmehr müssen alle damit umgehen und zusammenhalten. Ich finde, dass unsere europäischen Politiker das viel besser machen. Sie sagen: Es ist eine schwierige Situation, und wir müssen sie gemeinsam lösen. Wer das hört, dem fällt es leichter, sich mit der Gruppe zu identifizieren und sich solidarisch zu verhalten. Das hat übrigens noch einen weiteren Vorteil.

Welchen?

Sie kommunizieren transparent. Menschen können viele schwierige Situationen durchstehen. Was sie aber nicht gut können, ist, mit Unsicherheit umzugehen. Also nicht zu wissen, was passiert. Darum ist es entscheidend, dass Politiker offen sagen, was sie planen – so weit das eben abzuschätzen ist. Bei Unsicherheit orientiert man sich stark am Verhalten anderer, an der sozialen Norm. Wenn jetzt viele die neue soziale Norm – Abstand halten, Rücksicht nehmen, auch auf das eigene Wohlergehen achten – leben, dann werden sich immer mehr Menschen daran halten.

Die glitzernden Kanäle von Venedig

Wasser und Luft werden sauberer, die Treibhausgasemissionen sinken. Die Menschen schränken sich ein, die Pandemie hilft der Umwelt – aber nur auf den ersten Blick

Wer in diesen Tagen ausgeht in Italien nach guten Nachrichten sucht, muss lange buddeln. Doch in den Tiefen der sozialen Netzwerke finden sich tatsächlich ein paar fröhlich-verblüffte Einträge – aus Venedig. Einwohner der historischen Lagunenstadt beobachten aus ihren Fenstern überrascht, wie das Wasser der Kanäle nach einigen Tagen Ausgangsperrung plötzlich klarer wird. Sogar kleine, glitzernde Fische sind plötzlich zu sehen.

VON SARAH MARIA BRECH

Das liegt daran, dass keine Schiffe mehr unterwegs sind, die die Sedimente am Boden aufwirbeln, wodurch sich das Wasser eintrübt. Ob das Wasser tatsächlich sauberer wird, kann im Moment niemand sagen. Zu vermuten ist, dass es einen kleinen Effekt gibt – ebenso wie die Luft in der Innenstadt sich wohl verbessert, wenn keine Kreuzfahrtschiffe mehr direkt neben dem Markusplatz anlegen.

Schon Anfang des Monats zeigten Satellitenbilder der Nasa, dass die Luftverschmutzung in China seit Beginn der Maßnahmen gegen die Corona-Ausbreitung deutlich zurückgegangen ist. Dass liegt daran, dass die Produktion zurückgefahren wurde, dass Fabriken schließen mussten und viel weniger Menschen in Fahrzeugen unterwegs waren.

Die Treibhausgasemissionen des Landes sanken im Februar nach einer Schätzung des finnischen Center for Research on Energy and Clean Air um 200 Millionen Tonnen – also um 25 Prozent. Auch in Europa und Amerika dürfte der CO₂-Ausstoß in den kommenden Wochen deutlich zurückgehen. Zum einen, weil der Frühling beginnt und weniger geheizt werden muss. Zum anderen, weil die Industrie zu großen Teilen vorübergehend stillsteht, weniger gehandelt wird und die Menschen kaum noch Geschäftsreisen oder Urlaube unternehmen.

Dies aber wird vorübergehen. Und wenn nach der ersten Pandemiewelle Produktion und Transport wieder

hochgefahren werden, stoßen die Sektoren Industrie und Verkehr auch wieder mehr Treibhausgas aus. Möglicherweise steigen die Zahlen nicht auf den alten, den Vor-Corona-Wert – denn erst einmal kommt vermutlich ein Abschwung. Und wenn die Wirtschaft schrumpft, sinken die Emissionen normalerweise.

Dass Klima und Umwelt von dem neuartigen Coronavirus dauerhaft pro-

fizieren, ist allerdings unwahrscheinlich. Möglicherweise wird sogar das Gegenteil passieren. Mit der unmittelbaren Bedrohung durch das Virus ist die langfristige Bedrohung durch den Klimawandel erst einmal in den Hintergrund gerückt. Vorerst sind Politik und Wissenschaft mit anderem beschäftigt, kaum jemand hat den Kopf für Umweltthemen. Kongresse und Konferenzen werden abgesagt. Und wer weiß schon,

ob der Glasgower Weltklimagipfel im November so stattfinden kann wie geplant? Eigentlich wollten die Staaten dort miteinander ehrgeizigere Ziele vereinbaren. Womöglich wird das jetzt erst einmal aufgeschoben.

Überhaupt ist ein Abschwung keineswegs automatisch gut für die Umwelt. Wenn Unternehmen und ganze Branchen in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, könnten sie an der Entwicklung

sparen und Innovationen, die die Betriebe umweltfreundlicher machen sollen, erst einmal aussetzen. Steuergelder, die für staatliche Hilfen ausgeben werden könnten, in der Forschung fehlen.

Es kann natürlich auch anders kommen. Erst einmal muss die akute Krise bewältigt werden. Wenn diese zusammen durchgestanden ist, wächst womöglich der Glaube, dass auch die Klimakrise bewältigt werden kann – und der Wille, dies entschieden anzugehen.

Vorerst ist es wichtig, den Mut nicht zu verlieren. Wer in häuslicher Isolation ist, sollte sich wo immer möglich kleine Freuden gönnen, raten Psychologen. Die Natur hilft dabei: Wer 20 bis 30 Minuten ins Grüne geht oder auch nur im Grünen sitzt, senkt seinen Stresshormonpegel, zeigt eine Studie der Universität Michigan. Patienten im Krankenhaus gesunden schneller, wenn sie vor dem Fenster einen Baum sehen. Und den Venezianern hilft es vielleicht, wenn sie aus dem Fenster heraus die kleinen Fische im klaren Wasser beobachten.



Kreuzfahrtriere und Gondeln: Venedig im Juni 2019 ...



... und heute. Auf dem Canale Grande ist niemand unterwegs